
The World is Flat

Patriotismus und Globalisierung

Brigitte Seebacher

Sündenböcke und Rettungsanker gesucht

Wer den Patriotismus bemüht oder die Leitkultur, erntet, wenn überhaupt, ein müdes Lächeln. Der Protest bleibt aus, von ein paar stereotypen Formeln abgesehen. Leitkultur ist ein künstlicher Begriff und weckt vielleicht deshalb keine Fantasie. Aber Patriotismus? Dieses schöne alte Wort? Von der Liebe zur Patria waren die Widerständler gegen Hitler erfüllt, die kleinen und die großen. Von der Liebe zur Patria war erfüllt, wer 1989/90 die Einheit des Landes mit Rat und Tat bewerkstelligte: „Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“ In den Berliner Jahren hatte Willy Brandt oft geklagt, dass auseinandergerissen werde, was doch zusammengehört. Die Wendung ins Positive, im Augenblick des Mauerfalls, galt den getrennten Teilen von Stadt und Land. Zugleich würden Staat, Nation und Demokratie endlich auch auf deutschem Boden vereint sein. Ende gut, alles gut? Es gibt Begriffe, von denen man möchte, sie lebten ewig. Die Aushöhlung vollzieht sich auch nicht plötzlich, sondern langsam, schleichend. Und je stärker sich der Wandel bemerkbar macht, desto größer die Versuchung, an Althergebrachtem festzuhalten und die alten Schlachten immer noch einmal zu schlagen. Dabei steckt in jedem Ende auch ein Anfang, und dessen Zauber kann sich erst entfalten, wenn Rechenschaft über den Zeitenwechsel gegeben ist.

Immer noch und immer wieder wird eine Debatte ange-mahnt. Darüber, dass auch wir Deutsche endlich patrio-tisch werden sollen und warum dem so viele missliche Umstände entgegen stehen. Beschworen werden das gebro-chene Geschichtsbewusstsein; die Sehnsucht nach Europa, in dem wir gern aufgehen würden; die Zu- und Einwan-derer, die nicht spurten, weil es uns selbst an Nationalstolz mangelt; überhaupt die Türken! Ihnen wird unterstellt, sich mit Deutschland nicht identifizieren zu können, weil die Deutschen es selbst nicht täten. Geführt aber wird die patriotische Debatte nicht. Und wenn, dann verkrampft und in Zusammenhängen, in die sich das Patriotische nie zuvor gefügt hat. Gesucht wird der patriotische Unterneh-mer, der die Arbeitsplätze im Land hält und die neuen va-terlandslosen Gesellen unter seinen Kollegen Mores lehrt. Gewinne muss er nicht machen, die sind un-sozial und da-mit neuerdings un-patriotisch. Wie dieser Unternehmer im Wettbewerb sein Überleben bewerkstelligt und das seiner Beschäftigten, ist ohne Belang. Groß geschrieben wird die Abwehr – die patriotische Abwehr – gegen zwei prägende Trends der Gegenwart – Globalisierung und Migration.

Das Kollektiv, für das man etwas hingibt, müsse man kennen und lieben, meinen die Kommentatoren. Sie unter-stellen, „die“ Deutschen verfügten wegen der „zerrütteten Geschichte“ über „kein festgefügttes nationales Selbstver-ständnis“ und hätten keinen Mut zur Zukunft, weil ihnen eben jener Nationalstolz fehlt, der „eine notwendige Bedin-gung für die Verbesserung der Lage“ sei und den „die Völ-ker ringsum“ selbstverständlich pflegten.¹ Selbstverständ-lich? Nach dieser Logik müsste es Frankreich und Italien, auch den Niederlanden, blendend gehen. Die Polen seien gar nicht erst bemüht, obwohl sie auch gern als patrioti-sche Musterknaben vorgeführt werden.

Wir bewundern die Italiener, wenn sie sich im Glück und im Unglück zusammenfinden wie in einer einzigen

großen Familie. Welch ein Zusammenhalt! Aber ist er ein Zeichen nationalen Wohlergehens? Der Economist, ein weltweit gelesenes Blatt, hat in einem faktenreichen Bericht – „Addio, Dolce Vita“ – vorausgesagt, Italien könne es ergehen wie seiner Serenissima. Venedig wehrte sich nicht einmal mehr, als Napoleon es am Ende des 18. Jahrhunderts eroberte, und wurde wenig mehr als eine touristische Attraktion. Will ganz Italien dieses Schicksal teilen? Das Land habe, so schließt der Überblick, nur noch eine Wahl: „Reform or Die.“²

Die französischen Ziffern sind weniger dramatisch, besser als die deutschen sind sie keinesfalls. Aber Frankreich gilt als Inbegriff nationalen Stolzes und nationaler Identität und hat, so reden wir uns ein, all das, was wir nicht haben, auch ein ungebrochenes Geschichtsbewusstsein.

Es bedurfte des Aufruhrs in den Vorstädten, brennender Autos und randalierender Afrikaner, damit die Fassade des schönen Scheins Risse bekam und die Franzosen – und wir mit ihnen – das Bild von der einen und unteilbaren Republik – *une et indivisible* – als ein Trugbild erkannten. Dabei hatten sich die Bücher und Schriften längst gehäuft, in denen der Niedergang des Landes – *le déclin* – nachgewiesen wurde. Der New Yorker fragte spöttisch „Is Paris finally having it's crisis?“ und zitierte genüsslich Alain Minc, den renommierten Publizisten und Chef des Aufsichtsrats von *Le Monde*. Der hatte sich in Sarkasmus geflüchtet und zu bedenken gegeben, dass neben Frankreich nur noch Nordkorea den Nationalfeiertag mit einer Militärparade feiere.³ Das Nein zur Europäischen Verfassung, Mai 2005, war denn auch nicht Ausdruck freiheitlicher Selbstbehauptung, sondern trotziger Abschottung. Rückzug auf sich selbst – *repli sur soi* – und damit das Gegenteil dessen, was die Welt heute erfordert. Erst angesichts der sozialen Revolte, ziellos, programmlos, führerlos, fingen die Nachbarn an, die Debatte zu fordern, die auch hier gefordert

wird, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Der Soziologe Alain Touraine fand, das „nationale Ich“ sei zur Falle geworden. Sogar der Staatspräsident, sonst um hohe patriotische Töne nie verlegen, stellte eine „Identitätskrise“ fest.⁴

Diese Krise wird schwelen und der Status quo ante nie wieder hergestellt werden. Als eine schwarzafrikanische Bande einen Juden zu Tode gefoltert hatte, resümierte *Le Monde*: „L'affaire Halimi ou l'adieu à la nation“. Ein Damm sei gebrochen. Die eine und unteilbare Nation? Vergangenheit! Von jetzt an würden die Leute nach ihrer Herkunft eingeteilt. „Man ist Henker, Opfer oder einfach nur benachteiligt.“ Mit dem Blut lasse sich alles erklären. „Auf dem Grab der französischen Nation, so wie sie historisch gewachsen ist, liegt ein Kranz.“⁵ Ein Kenner der Verhältnisse in den Niederlanden drückte es noch krasser aus: „Dieses Land hat seine Merkmale verloren und seinen Zusammenhalt.“⁶ Die neue Wirklichkeit ist brutal. Ob die Nation trotz oder wegen der Tradition zerfällt, gleichviel. Die nachbarliche Wirklichkeit mag in anderen Farben schillern als die deutsche. Der Grundton ist der gleiche. Jener Grundton, der eine doppelte Verunsicherung widerspiegelt. Der Zerfall der inneren Einheit geht einher mit dem Verlust an Sicherheit und Wohlstand. Gesucht werden Sündenböcke und Rettungsanker.

Wie sich die Bilder gleichen. In das wirtschaftspatriotische Horn – *patriotisme économique* – wird in Paris noch kräftiger gestoßen als in Berlin. Man bildet sich ein, damit auch die soziale Gerechtigkeit bewahren zu können. Kein arabischer Aufrührer, der billige Arbeit finden möchte, aber keine findet, weil der abgeschottete Arbeitsmarkt sie nicht zulässt, hat daran etwas geändert. Die regierungsamtliche Liste mit Unternehmen, die vor Übernahmen aus dem Ausland geschützt werden, ist nicht kürzer geworden. Protektionismus ersetzt Patriotismus. Der Niedergang beschleunigt sich. Frankreich, ein Vorbild?

Die Reduktion des Patriotismus auf die Ökonomie ist neu und nicht zufällig. Darin steckt der Wunsch, die Globalisierung mindestens aufhalten, wenn nicht zurückdrehen und die Kluft zwischen Staat und Wirtschaft wieder schließen zu können. Der Sturm, mit dem die Globalisierung übers Land fegt, reißt Gedanken und Gewohnheiten mit, die uns vertraut anmuten und die wir festhalten möchten. Was den Franzosen ihre nationale Identität, ist uns der Zwiespalt: Dürfen wir trotz Auschwitz einig sein und Fahnen schwenken oder gerade nicht? In den achtziger Jahren und erst recht 1989/90 ist um diese Frage gerungen worden, bisweilen sogar leidenschaftlich. Und seither? Die Zeit ist darüber hinweggegangen. So rasch, dass man meinen könnte, den einstigen Kombattanten gegen die deutsche Einheit ist es wirklich ernst nie gewesen.

Schröder, Fischer und Grass hatten ihren Landsleuten das Recht auf Selbstbestimmung bestritten. Das hinderte sie nicht, sich rasch auf den Boden der Tatsachen zu stellen. Anders hätten sie die Mehrheit im vereinten Deutschland gar nicht erst anstreben können. Im Kosovo führten sie 1999 Krieg entgegen dem Völkerrecht. Vier Jahre später hielten sie den Amerikanern vor, eben jenes Völkerrecht zu missachten. Milosevic ein Verbrecher, der moralische Empörung und militärisches Engagement rechtfertigt, und Saddam nicht? In der rotgrünen Außenpolitik passte wenig zusammen. Das Merkmal? Man konnte so und auch anders, Hauptsache, der deutsche Weg wurde verfolgt. Bevor Schröder ihn mit dem Sozialen pflasterte und damit einen ganzen Wahlkampf bestritt, hatte er noch rasch den deutschen Sitz im Weltsicherheitsrat zum Programm erhoben. So als warteten die Welt und die einzige Weltmacht auf einen dritten Vertreter des Winzlings mit Namen Europa.

Ausgerechnet Schröder brüstete sich und kam damit durch, dass dank seiner Führung Deutschland wieder wer sei. War das Patriotismus? Er habe als erster Bundeskanzler

sogar an den Feiern der Siegermächte teilgenommen! Dabei hatte kein Amtsvorgänger sich je auch nur einladen lassen. Was galt auch noch die Kategorie von Siegern und Besiegten des Zweiten Weltkriegs? Schröder personifizierte und repräsentierte einen Hurra-Patriotismus, dessen Kehrseite der Provinzialismus war und der jeden ideellen Gehalts entbehrte. Weit und breit mochte ihm niemand widersprechen und sich der Anstrengung des Begriffs unterziehen. Der Patriotismus ist allerorts zu einer Floskel verkommen. Man benutzt sie, um von ernstesten Dingen abzulenken, und hütet sich, zu retten, was zu retten ist. Wäre nicht sonst ein Mahnmal für vierzehn Millionen Vertriebene, einschließlich der zwei Millionen Toten, längst errichtet worden?

Man ist nicht dagegen, aber erst recht nicht dafür. Warum sich festlegen, wenn es nichts bringt! Gerade weil er so in der Schwebelage gehalten wird, ist der Fall ein Symptom. Das „Zentrum gegen Vertreibungen“ ist selbst eine Notlösung. In seiner abstrahierenden Allgemeinheit lädt es zu Ausflüchten geradezu ein. Dabei hat doch nur der geografische Zufall über das Leid jeweils eines Teils des Volkes entschieden. Die nazi-deutschen Verbrechen sind den Vertriebenen nicht mehr anzulasten als den glücklicheren Landsleuten, die sich 1945 unter westlicher Besatzung wiederfanden. Dass für die Vertriebenen gilt, was für die DDR-Deutschen auch gegolten hat, ein solch schlichter Tatbestand zählt nicht. Rotgrüne Gesinnungsreste? Leider nein. Die Art und Weise, in der sich Frau Merkel der Sache bisher angenommen hat, ist lieblos und formelhaft. Auf die paar Vertriebenen kommt es nicht mehr an. Die einfachen Wahrheiten sind uns abhanden gekommen. Und die Erinnerung ist keine Kategorie mehr, in der wir denken. Unser Geschichtsbewusstsein ist nicht gebrochen. Es ist zerfallen, zum Beispiel in viele einzelne Mahnmale. Oder geschwunden. Oder auf Folklore zusammengeschnürt. Im Fall der Vertreibung auf Danziger Goldwasser, Königsber-

ger Klopse, Schlesisches Himmelreich. Keine noch so gelungene Ausstellung schafft Abhilfe. Im Gegenteil, je zahlreicher die Exponate, desto geringer die Wirkung. Woher soll Wandel noch kommen? Woher die Willenskraft? Auch in unserer Nachbarschaft ist die Erinnerung selten mehr als Folklore oder Floskel. Nirgendwo hat das Internet ein Gedächtnis. Überall ist es von radikaler Gegenwärtigkeit.

Die Folgen der informationstechnischen Revolution

Die informationstechnologische Revolution setzte mit Macht zu Beginn der achtziger Jahre ein. 1981 kam der erste IBM-PC auf den Markt, 1985, dem Jahr, in dem Gorbatschow in den Kreml einzog, die erste Windows-Version. Die zentral gelenkten Planwirtschaften, auf Hierarchien und Kollektive gegründet, wussten von dieser Revolution nichts und konnten von ihr nichts wissen. Den elektronisch gesteuerten High-Tech-Waffen hatten sie nichts entgegenzusetzen. Die neuen Technologien forderten und förderten das Gegenteil dessen, was im Zeichen von Hammer und Sichel groß geschrieben worden war: Individualität und Kommunikation.

Das Sowjetreich einschließlich seines deutschen Außenpostens löste sich nicht auf, weil ein paar jungen Leuten der Einfall kam, mit der Kerze in der Hand die Revolution zu proben. Oder weil die DDR-Menschen meinten, nun sei es genug. Das hatten sie seit 1946 gefunden und mit den Füßen solange abgestimmt, bis der Eiserne Vorhang runter- und die Mauer hochgezogen war. Sie entdeckten doch nicht erst 1989, dass es sich unter einem einzigen deutschen Dach zu leben lohnte. Nur eröffnete sich erst jetzt die Möglichkeit zu tun, was man lange zuvor auch schon gern getan hätte. Warum jetzt? Weil ein guter Geist namens Gorbatschow vom Himmel gefallen war? Tatsächlich konnte in der zweiten

Hälfte der achtziger Jahre nur deshalb ein Kremlherrscher agieren, wie Gorbatschow agiert hat, weil sich der ökonomische Verfallsprozess rasant beschleunigte – in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, in den sogenannten Volksrepubliken im europäischen Vorfeld und in den zugehörigen Dritte-Welt-Ländern. Das Fundament war brüchig geworden. Es trug keine Ideologie mehr und kein Imperium. Der Versuch zu reformieren, was nicht zu reformieren war, trieb den Prozess der Desintegration immer weiter voran. Die Produktivität sank und die Verschuldung stieg. Kein Ostblockführer redete mehr davon, den Westen ein- oder gar überholen zu wollen. Kein Honecker wollte mehr die Bundesrepublik ausstechen. Nur die Chinesen hatten die richtige Nase. Sie waren groß genug, um sich beizeiten auch ideologische Unabhängigkeit leisten zu können. Schon 1979, an der Wende zu den achtziger Jahren, hatte Deng das erste Privateigentum erlaubt und das kommunistische Reich auf den kapitalistischen Pfad gesetzt: *Enrich yourself!*

Es bleibt ein folgenschwerer deutscher Selbstbetrug zu glauben, der Fall der Mauer sei ein nationales Ereignis gewesen und seine Bewältigung eine nationale Aufgabe. Als habe, was in der großen weiten Welt vorgeht, damit nichts zu tun. Schon den sprichwörtlich gewordenen polnischen Klempner wollen wir am liebsten gar nicht erst zur Kenntnis nehmen. Hinter dem Eisernen Vorhang aber waren nicht nur Ossi und Polen zum Vorschein gekommen. Kaum dass die eigene Wirtschaft von den sozialistisch eingefärbten Fesseln befreit war, sagte man in Indien: Jetzt fällt unsere Mauer. Was soviel hieß wie: *To Hell with Poverty*. Während wir das Bild mit den hungernden Kindern in Indien hochhielten und noch immer hochhalten, sollten wir besser die hungrigen Jugendlichen im Sinn haben, die lernen und lernen, arbeiten und arbeiten. Polen, Inder, Chinesen und wie die aufstrebenden Völkerschaften alle heißen waren hungrig, als sie in den Markt eintraten. Je-

nen Markt, der wurde, was er nie zuvor gewesen war – global.

Hungrig zu sein, hatten die DDR-Deutschen gar nicht erst die Chance gehabt. Sie fielen weich. Im Westen wurde keinen Augenblick gezögert. Die Landsleute sollten leben können wie wir, frei und in Wohlstand. Dass sich die Bundesrepublik dafür hoch verschuldete, steht auf einem anderen Blatt und nimmt dem wahrhaft patriotischen Akt der Vereinigung nichts von seinem Glanz. Auch dann nicht, wenn man weiß, dass es ein Abglanz war. Der Abglanz der Epoche des Kalten Krieges, geschlossener Räume, starrer Grenzen und klarer Verantwortlichkeiten.

Es gilt, die treibenden Kräfte hinter dem 9. November ins Bewusstsein zu rücken. Denn sie wirkten fort, bekamen jetzt erst die richtige Schubkraft und mündeten in das neue Zeitalter, das nur wenig lässt, wie es war. Dafür wurde mit Beginn der neunziger Jahre und der nun massenhaften Verbreitung von PCs, Faxgeräten und ersten Mobiltelefonen die Grundlage geschaffen. Die globale Kommunikation marschierte. Windows 3.0 kam auf den Markt genau sechs Monate nach dem 9. November und bedeutete, weil benutzerfreundlich, den Durchbruch. Seither spüren wir alle, wie die Welt zu einem nahtlosen Ganzen zusammenwächst. In seinem neuen Buch, einem Bestseller in den Vereinigten Staaten, nennt Thomas Friedman, Kolumnist der New York Times, den Fall der Berliner Mauer den ersten von insgesamt zehn Faktoren, den Flachmachern, die die Welt zu dem gemacht haben, was sie heute ist. Flach. Eine Scheibe. „The World is Flat“ lautet der Titel.⁷

Diese Welt hat Mitte der neunziger Jahre Gestalt angenommen. Browser-Technologie, Internet und Daten-Autobahnen machen den zweiten jener zehn Flachmacher aus. Digitalisierte Arbeit – Dienstleistungsjobs und wissensbasierte Arbeit – wird in Niedriglohnländer verlegt. Jeder kann mit jedem anderen zusammenwirken. Plötzlich liegt

Bangalore vor den Toren von Boston oder auch von Berlin. Daraus entwickelt sich, und das ist der dritte Einebner, die Interaktion von verschiedenen Software-Programmen. Arbeitsabläufe werden mit je eigenen Programmen unterlegt. Sie bedeuten für die Dienstleistungsindustrie, was Henry Ford für das Produzierende Gewerbe bedeutet hat. Virtuelle globale Büros entstehen und durchlöchern nicht nur die Grenzen des eigenen Unternehmens, sondern auch des eigenen Landes. Dem überkommenen Selbstverständnis jedenfalls der europäischen Nationalstaaten wird die Grundlage entzogen.

Von der Mitte der neunziger Jahre an wird nicht mehr nur global kommuniziert, sondern global gearbeitet und gehandelt, immer mehr und immer enger. Die Faktoren, die die Welt weiter zusammenwachsen lassen, sind 4. das Outsourcing, jener freie, auch hierarchiefreie, und kostensenkende Zugang zu Hilfsmitteln wie Datenbanken und Enzyklopädien, und 5. das Out-Sourcing, mit dem einzelne Arbeitsabläufe, oft unter Ausnutzung der Zeitdifferenz, verlagert werden. Auch deutsche Firmen lassen, zum Beispiel, die Reisekosten in der Slowakei abrechnen und das Controlling auf den Philippinen erledigen; Shanghai ist zu teuer geworden. Die Mitarbeiter sitzen an verschiedenen Ecken der Welt, und so wird die Arbeit rund um die Uhr gemacht – 24 Stunden, 7 Tage die Woche. Im Off-Shoring, der Verlagerung ganzer Fabriken, gipfelt 6. der Wettlauf um die günstigsten Bedingungen. Auch die damit verbundene Anerkennung global geltender Regeln, untermauert durch den Beitritt Chinas zur WTO 2001, wirkt vereinheitlichend. China ist – seiner Größe halber – fast ein eigener Flachmacher: „Either you get flat or you'll be flattened by China.“⁸

Das Supply-Chaining ist 7. eine Methode der riesigen Supermarkt-Ketten, zwischen Lieferanten, Einzelhändlern und Kunden eine horizontale Form des Zusammenwirkens zu schaffen. Mit dem In-Sourcing wird 8. das Verkäufer-

Kunden-Verhältnis aufgebrochen; ein Unternehmen lässt durch einen Dritten, eine Logistik-Firma wie UPS, sämtliche Reparaturen erledigen. Der ultimative Gleichmacher ist 9. das In-Forming, besser bekannt unter den Namen von Google, Yahoo!, MSN WebSearch. Suchmaschinen machen die Welt durchsichtig und zugänglich – für jeden an jedem Ort: „Google is like God. God is wireless, God is everywhere, and God sees everything. Any questions in the world, ask Google.“⁹ Das Sahnehäubchen auf dem Kuchen ist 10. die kommende Drahtlosigkeit. Sie macht's möglich. Jeder kann all das mit sich führen, was digitalisiert, virtualisiert, personalisiert ist, und an jedem beliebigen Ort damit umgehen und -arbeiten. Und da sage noch einer, je weiter die Globalisierung fortschreite, desto wichtiger bleibe der Patriotismus. Auch der vernetzte Mensch wird vielleicht Wurzeln schlagen und Bindungen pflegen wollen. Aber sie werden nicht mehr patriotischer Art sein.

Globalisierung oder: ubi bene, ibi patria

Globalisierung ist Entgrenzung. In Gang gesetzt und vorangetrieben durch Technologien, die weltweit Ökonomie, Politik und Kultur revolutionieren und egalisieren. Zugleich eröffnen sie den Wissenschaften, zumal denen vom Menschen, neue, nie zuvor erahnte Horizonte. Die Grenzen des Lebens sind nicht mehr zu bestimmen, weder am Anfang noch am Ende. Die Doppelung diverser Teile des Körpers ist möglich, Leid lindernd, Leben verlängernd, vielleicht bis ins Unendliche. Die Hirnforschung ist dabei, das abendländische Menschenbild auf den Kopf zu stellen und das Bewusstsein auf seine natürlichen Bestandteile zurückzuführen. Die Globalisierung gilt auch deshalb als bedrohlich, weil sie einher geht mit der Entzauberung der Welt und des Menschen. Früher waren die Wellen des Fort-

schritts lang, sehr lang. Heute sind sie kurz und folgen in kaum noch messbarem Abstand aufeinander. Zeit zur Eingewöhnung bleibt nicht.

Die Welt wird flach, und der Mensch tut gut daran, sie nicht zu leugnen, sondern sich anzupassen. Die Kategorien der Vergangenheit wie der Zukunft verlieren sich. Die Utopie, der Glaube an ein Kommendes, Besseres, hat sich verabschiedet, unwiderruflich. Das kulturelle Erbe zerfällt in tausend einzelne Stücke, austauschbar und zusammensetzbar wie in Günther Jauchs Rateshow. Patriotismus aber hat immer, in jedweder Ausprägung, der Differenz bedurft. Jener Besonderheit, die in einer flachen Welt, einer Scheibe gleich, keinen Platz mehr finden kann. Ist ein Wunder, dass die Suche nach patriotischen Spuren so krampfhaft anmutet und der Umgang mit immer neuen Varianten – mal wirtschaftlich, mal sozial – so spielerisch, sprunghaft? Die Forderung nach einer Debatte ist reine Nostalgie.

Die Folgen von Technologie und Migration verstärken einander. Der Versuch, nationale Identitäten dagegen in Stellung zu bringen, kann nicht gelingen. Die Nostalgie nach dem republikanischen Schmelztiegel helfe nirgends mehr weiter, lässt Nicolas Sarkozy verbreiten, immerhin einer der mächtigen Männer Frankreichs. Er selbst findet, die Entwicklung sei nicht aufzuhalten. Man müsse sie annehmen: „Frankreich ist multikulturell, multiethnisch und multi-religiös geworden. Man hat es ihm nur nie gesagt.“¹⁰

Wenn die Grundlagen eines Weltbildes Risse bekommen oder sogar wegbrechen und Rechenschaft darüber vermieden und der Kopf gar in den Sand gesteckt wird, regiert die Unsicherheit, wenn nicht die Willkür. Die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit weitet sich. Die Folge? Mit patriotischen Redensarten wird die Illusion erweckt, es könne patriotisch – national- und sozialstaatlich – regiert werden. Je plötzlicher das Erwachen, desto stärker der Protest.

Die Regenten in den Hauptstädten machen's, wie es ihnen gefällt. Auch Europa dient abwechselnd als Sündenbock und Rettungsanker. Frankreich nimmt die EU als Geisel, um die Agrarsubventionen zu retten, versteckt sich aber hinter einem europäischen Sozialmodell, wenn es amerikanischen und globalen Herausforderungen begegnet. Deutschland steht, angeblich mangels nationaler Identität, in dem Ruf, der EU in vorauseilendem Gehorsam zu Diensten zu sein. Tatsächlich aber verstößt kein Mitgliedsland so oft gegen Brüsseler Direktiven. Die andauernde Nichtachtung des Stabilitätspakts ist nur das prominenteste Beispiel, das uns noch teuer zu stehen kommen wird. Die Europäische Union ist längst mehr als die Summe ihrer Teile und definiert sich nur noch bedingt über die Nationalstaaten. Sie ist ein früher Ausdruck der Globalisierung. Ein regionaler Markt, dessen Grenzen sich ebenfalls nicht mehr bestimmen lassen. Gegen die Aufnahme der Türkei sprechen nur noch Gründe, die weit aus der Vergangenheit geholt und von den Wirkungsmächten der Globalisierung überholt sind. Man kann eben nicht beides zugleich haben, die Vorteile der Globalisierung, mindestens der Europäisierung, und die Annehmlichkeiten eines geschützten nationalen Gemeinwesens.

Thomas Friedman sieht die Flat World denn auch nicht mehr durch Nationalstaaten, übrigens auch nicht durch Unternehmen, geprägt, sondern durch das global vernetzte und global operierende Individuum oder Gruppen derselben. Werden vielleicht hier neue Identitäten gestiftet? Die Hautfarben decken das Spektrum des Regenbogens ab. Staaten und Unternehmen bleiben bestehen, gewiss, aber in sich geschlossene Einheiten sind sie nicht mehr. Sie müssen sich mit allen anderen Staaten und Firmen auf ein und demselben Feld behaupten. In diesem Wettbewerb fallen tradierte Eigenheiten nicht mehr ins Gewicht, sie schwinden wie von selbst. Die Staaten verstehen sich nun selbst als eine

Marke. Sie richten Ämter ein oder heuern Agenturen an, deren einziges Ziel es ist, Marketing zu betreiben, auch in Gestalt von Fahnen, und Investoren anzulocken. Wer sich dieser Realität entzieht, fällt gnadenlos zurück. Der neue Wettbewerb kreiert seine eigenen Gesetze. Reisende berichten, dass an manchen chinesischen Fabrikatoren ein Sprichwort zu lesen ist:

Jeden Morgen wacht in Afrika eine Gazelle auf.

Sie weiß, sie muss schneller laufen als der schnellste Löwe, oder sie wird getötet werden.

Jeden Morgen wacht ein Löwe auf.

Er weiß, er muss die langsamste Gazelle einholen, oder er wird Hungers sterben.

Es tut nichts zur Sache, ob Du ein Löwe bist oder eine Gazelle.

Wenn die Sonne aufgeht, läufst Du am besten gleich los.

Die demokratische Legitimation bleibt, bis auf weiteres, an den Nationalstaat gebunden. Leitet sich daraus nicht das Recht ab, sich gegen die Kräfte zu wehren, die seine Grenzen gegenstandslos machen und seinen Bestand unterminieren? Jeder Staat und jede Staatengemeinschaft kann und muss diese Entscheidung für sich treffen. Doch nirgendwo kann mehr das Stadium der Unschuld in Anspruch genommen werden. Alles hat seinen Preis. Und der Preis der Gegenwehr ist hoch. Es gibt keine Insel mehr, nirgendwo. Keine Autarkie, nicht im Ganzen und nicht in den Teilbereichen. Gewiss, Deutschland kann die Steuern weiter heraufsetzen, auch weiter verkomplizieren, aber nicht gleichzeitig die niedrigen Sätze in der Slowakei oder in Estland verbieten. Deutschland kann sich damit zufrieden geben, dass unter den hundert besten Universitäten der Welt die erste deutsche auf Platz 49 rangiert. Aber missgünstig sein, dass die Musik andern Orts spielt, darf es dann nicht. Bildungspolitik kann weiterhin so und auch anders gemacht werden.

Junge Deutsche und junge Franzosen verlassen ihr Land scharenweise. Mangelnder Patriotismus? Die besten Köpfe, the best brains, fragen nicht mehr danach. Sie wenden sich dorthin, wo sie sich am besten entfalten können. Gerade was die Talentpflege angeht, liegt Deutschland zurück. Dabei wird die Wettbewerbsfähigkeit der Staaten längst nach den „3TS“ gemessen – Technologie, Talent, Toleranz. Während sich Deutschland als einigermaßen tolerant behauptet, lässt es nicht nur in der Talentpflege – unabhängig von der Herkunft! – zu wünschen übrig, sondern auch im Umgang mit den Technologien.¹¹

Die Technologien, die seit den achtziger Jahren die Welt verändert haben und noch verändern, sind amerikanischen Ursprungs. Und nicht nur das. Dort sind die dazugehörigen Firmen entstanden, mit Millionen neuer Arbeitsplätze. Vor zwanzig Jahren ist Microsoft überhaupt erst an die Börse gegangen. Die internet-gestützten Firmen, bei Netscape angefangen, über e-bay, amazon und wie sie alle heißen, sind gerade mal zehn Jahre alt. Das Alte geht und das Neue kommt. Man muss nur daran glauben und es auch wollen. In den achtziger Jahren haben die Vereinigten Staaten der Sowjetunion buchstäblich den Boden unter den Füßen weggezogen. Durch die Kraft wissenschaftlicher, ökonomischer und militärischer Erneuerung, auch durch die Anziehungskraft. Seither bauen sie, erst langsam, dann massiv, ihre Macht – Vor-Macht – aus und demonstrieren sie dem Rest der Welt. Sie tun es und werden es weiterhin tun – unabhängig von Sprüchen und Irrtümern im Weißen Haus. Der Abstand ist viel zu groß geworden, als dass ein Multi-Lateralismus noch eine reale Möglichkeit wäre.

In einem bemerkenswerten Aufsatz hat Sibylle Tönnies in dem Macht-Monopol, das die Vereinigten Staaten dabei sind durchzusetzen, einen historischen Fortschritt gesehen: Man möge sich „damit abfinden, dass die Kristallisierung einer effektiven Weltexekutive nur um den Punkt he-

rum erfolgen kann, an dem schon die meiste Gewalt konzentriert ist“.¹² Deutsche, Franzosen und andere Europäer wehren sich gegen diese Vor-Macht, der sie doch nichts entgegenzusetzen haben. Um von der Landesverteidigung, einem Herzstück des Patriotismus, zu retten was zu retten ist, wird ein verfassungstechnischer Krückstock zu Hilfe genommen und Deutschland jetzt am Hindukusch verteidigt. Selbstbetrug allerorts. Die europäischen Nationalstaaten sind klein geworden, sehr klein. Deshalb lassen sie die EU ankündigen, die Vereinigten Staaten ein- und überholen zu wollen. Woher soll die Kraft kommen? Aus dem Schwur auf welchen Patriotismus?

Als in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre die Welt in Bewegung geriet, nannte Willy Brandt die Rede von einer „Wieder“-Vereinigung beider deutscher Staaten eine „Lebenslüge“.¹³ Eines Tages, wenn auch gewiss nicht zu seinen Lebzeiten, würde Deutschland einig sein, aber was sollte „wieder“ kommen? Als es soweit war, verlieh gerade Willy Brandt dem Vorgang die Kraft des Wortes. Aber das „Wieder“ in der Vereinigung nahm er nicht ein einziges Mal in den Mund. Er begründete, warum es sich nicht um eine „Wieder“- , sondern eine „Neu“-Vereinigung handele: Das Land war sehr viel kleiner geworden, es war demokratisch und eingebunden in die eine Welt, ökonomisch, politisch, kulturell. Wir aber haben auf dem „Wieder“ beharrt und uns den Blick verstellt – auf das neue globale Zeitalter.

Und von dem hat schon Cicero gewusst: *Ubi bene, ibi patria*.

Anmerkungen

¹ Adam, Konrad: Sozialtechnologie statt Identität, in: Die Welt vom 21. November 2005 und Schmid, Thomas: Vom Bürgermachen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 22. März 2006.

² Addio, Dolce Vita. A survey of Italy, in: The Economist vom 26. November 2006.

³ *Gopnik, Adam*: The Real Thing. Is Paris finally having its crisis?, in: *The New Yorker* vom 22. August 2005.

⁴ *Touraine, Alain*: Les Français piégés par leur moi national, in: *Le Monde* vom 8. November 2005 und M. Chirac diagnostique une „crise d'identité“, ebd. vom 16. November 2005.

⁵ *Smolar, Piotr*: L'affaire Halimi ou l'adieu à la nation, ebd. vom 4. März 2006.

⁶ Der Satz stammt von Jos de Beus, Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Amsterdam. Zit. bei *Stroobants, Jean-Pierre*: Pays-Bas: des élections municipales sur fond de tensions communitaires, ebd. Vom 7. März 2006.

⁷ *Friedman, Thomas L.*: *The World is Flat. A Brief History of the 21st Century*, New York 2005.

⁸ Ebd., S.125.

⁹ Ebd., S.159.

¹⁰ *de Montvalon, Jean-Baptiste*: M.Sarkozy: Les communautés, c'est moi, in: *Le Monde* vom 8. März 2006.

¹¹ A survey of Germany, in: *The Economist* vom 11. Februar 2006, S. 18 Vgl. auch: The nationalist resurgence. Why the forces of economic nationalism seem weaker than those of globalisation, ebd. vom 4. März 2006.

¹² *Tönnies, Sibylle*: The Powers That Be, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 24. Februar 2005.

¹³ *Verf.*: Willy Brandt, München 2004, S. 84/85.